

Nachwort zur Neuveröffentlichung

Als Schriftsteller kann ich tun und sein, was ich will und wer ich will. Das ist großartig! Allein in den letzten zwei Jahren bin ich bei Sturm mit dem Hubschrauber über den Nordatlantik geflogen, war auf einer Bohrinself, bin Schneescooter in Lappland gefahren und mit Kristina im Porsche 911 von Kristiansand nach Larvik gerast, habe in Hanau kurz mit Elvis geredet und mich in Ost-Berlin mit Bertolt Brecht ganz fürchterlich besoffen. Und es ist auch noch gar nicht lange her, dass ich aus der Forensischen Psychiatrie in Bergen ausgebrochen bin und ein echtes Arschloch im Gülletank eines Schweinemastbetriebes in Vechta versenkt habe! Gerade gestern erst habe ich übrigens bei Bordeaux noch einen Geldtransporter überfallen, und für morgen ist der Plan, dass ich mal eben nach Italien fahre, um mich mit Emilia, Fabia, Anna und Tante Natti in Isola di Fano zu treffen.

Wie alle Schriftsteller benutze ich dabei einen einfachen Trick. Wann immer es möglich ist, bediene ich mich aus der Kiste der eigenen Erinnerungen – je dichter etwas an dem ist, was ich selbst erlebt habe, umso glaubwürdiger ist es auch, ein bisschen wie bei der guten Legende eines Spions. Die eigentliche Kunst des Schreibens besteht darin, die Wahrheit so zu verändern, dass niemand mehr entscheiden kann, was nun eigentlich wahr und was gelogen ist, also eine neue „Wahrheit“ zu erfinden. Oder auch: Alles ist nun eigentlich mehr oder weniger gelogen, konnte aber ebenso gut auch ganz genau so passiert sein. Ein Schriftsteller muss lügen, um die Wahrheit zu erzählen. Seine Wahrheit. Das, was ihm wichtig ist. Was er immer schon mal sagen wollte. Weshalb er die ganze Geschichte überhaupt erst geschrieben hat.

Natürlich ist der Anteil des „Selbst-Erlebten“ beim Ausbruch aus der Psychiatrie oder bei der Sache mit dem Gülletank verhältnismäßig gering, da sind es eher die Kleinigkeiten, das Drumherum, die handelnden Personen, die die Geschichte realistisch erscheinen lassen. Und natürlich habe ich nie mit Brecht gesoffen oder mich mit Elvis getroffen, ich kenne auch keinen, der einen kennt, der Brecht kannte. Oder Elvis. Aber so gut wie alles, was ich wissen muss, kann ich im Netz finden. Und zwar über nahezu jeden, ich muss nur entscheiden, was ich davon wirklich gebrauchen und so in meine Geschichte einbauen kann, dass mir jeder „meinen“ Elvis glaubt. Oder meinen Brecht. Der im Übrigen nur in jungen Jahren diesen Ledermantel trug, in dem ich ihn immer vor mir gesehen habe, und später dann handgenähte Arbeiteranzüge aus China-Seide. Stand so im Netz.

Aber dann gibt es immer auch Geschichten, bei denen es anders ist. Der Leser wird es kaum merken, aber der Schriftsteller, der den Roman geschrieben hat, der weiß es ganz genau. Und der weiß auch, warum ihm dann dieser eine Titel mehr bedeutet als alle Ausflüge nach Lappland oder Bordeaux oder zu Tante Natti an die Adria-Küste, von Vechta mal ganz zu schweigen. Es sind die Geschichten, bei denen das Verhältnis von Wahrheit (im Sinne von „Selbst-Erlebtem“) und Phantasie umgekehrt ist, bei denen der Schriftsteller aufpassen muss, nicht geradewegs in die Falle zu stolpern, viel zu viel „Wahrheit“ zu berichten, ohne die notwendigen Brüche und Verfremdungen, die den Roman erst zu einer auch für andere lesbaren Geschichte machen. Sonst ist es nichts als eine eitle Nabelschau, die kaum über den eigenen Tellerrand hinauszublicken vermag.

„Klassentreffen“ war genau so ein Roman, eine Geschichte, die ich unbedingt erzählen wollte – weil sie meine Geschichte war!

Weil ich mir über meine Vergangenheit klar werden wollte, ein paar Kisten öffnen, die bis dahin gut verschlossen in der hintersten Ecke im Keller standen. Und weil ich noch eine Rechnung offen hatte, mit den Lehrern, mit der Schule, mit nicht wenigen der früheren Mitschüler. Als Schriftsteller kann ich ja genau das aufschreiben, was schlimm war – und die ans Licht zerren, die es zu verantworten hatten. Auch das ist großartig.

Eine Art Selbsttherapie also. Und es hat funktioniert, ich habe es ihnen allen heimgezahlt! Sie haben sich auch tatsächlich darüber aufgeregt und es mir verdammt übelgenommen, was mich wiederum sehr gefreut hat.

Aber es gab noch einen zweiten Grund, aus dem ich diesen Roman schreiben wollte – ich wollte über die Siebziger Jahre erzählen! Sven Regener hatte sich ja gerade erst an den eher belanglosen Achtzigern abgearbeitet, und über 1968 war ebenfalls genug geschrieben worden, aber die Siebziger fehlten. Dabei war es gerade diese Zeit, die in der Folge der Studentenrevolte so viele Veränderungen angestoßen hat wie kaum ein Zeitraum zuvor.

Ich erinnere nur an die großen Demonstrationen gegen Atomkraft, an den allgemeinen Ausbruch aus der häuslichen Spießigkeit, an die Frauenbewegung, die Proteste gegen den Paragraphen 218, die ersten unabhängigen Jugendzentren, die ersten Hausbesetzungen, die RAF – mal ganz abgesehen von der Rockmusik, ohne die sowieso alles nur halb so schön und aufregend gewesen wäre. Dennoch war es gleichzeitig ein Spannungsfeld zwischen zwei Polen, die gegensätzlicher kaum sein konnten: Auf der einen Seite die schnauzbärtigen Polizisten, deren Haare plötzlich bis auf den Hemdkragen reichten, und die bei der „Roten Punkt Aktion“ in Hannover den Einsatz

verweigerten, kurz: ein Zeitgeist, der sogar einen Konsalik schreiben ließ, dass der Grund für Drogenabhängigkeit nur in mangelnder Liebe zu suchen sei – und auf der anderen Seite unveränderte Repressalien durch Eltern, Lehrer, Vorgesetzte und einen Staat, der seine Autorität in Frage gestellt sah und mit aller Härte reagierte: Berufsverbote., Anti-Terrorgesetze, Hetze gegen alle, die links, langhaarig und „unwillig“ waren, und nicht zuletzt der Spruch: „Geh doch nach drüben, wenn es dir hier nicht passt.“ Mein damaliger Schulfreund Manfred Sohn hat es später sinngemäß so beschrieben: Die Siebziger Jahre sind bis heute eine Zeit, die in ihrer Widersprüchlichkeit nie aufgearbeitet worden ist und deshalb immer noch als bedrohlich erscheint. Umso mehr als damals vieles benannt und in Frage gestellt wurde, was sich dann zwanzig Jahre später tatsächlich als Problem gezeigt hat. Und jetzt will niemand wahrhaben, dass es damals schon gesagt wurde, nur dass es eben keiner hören wollte!

Die Verschmutzung der Meere, das Waldsterben, die Katastrophe von Tschernobyl. Hungersnöte und Kriege, die Energiekrise, die fortschreitende Kluft zwischen Arm und Reich. Der ungebremste Kapitalismus, der eine ganze Welt in die Sackgasse geführt hat. Über die Siebziger zu schreiben, heißt also auch, den Finger in offene Wunden zu legen.

Die Reaktionen auf „Klassentreffen“ haben genau das deutlich gemacht: Ich bin nicht der Einzige, der keine guten Erinnerungen an seine Schulzeit hat. Ich bin auch nicht der Einzige, der es nicht vergessen hat. Und selbst wenn wir uns damals getäuscht haben, als wir dachten, dass wir unheimlich viele wären, die die Welt verändern wollen, ist es doch „unsere“ Zeit: Das erste Moped, die erste Band, der erste Sex, der erste Joint, das erste Mal mit Ton Steine Scherben singen „Allein machen sie dich ein“, das erste

Mal mit Jimi Hendrix tanzen. Und eigentlich hatten wir es dabei ziemlich gut – wir brauchten nur lange Haare zu haben, einen schmierigen Parka zu tragen, laute Rockmusik zu hören und ab und zu zu behaupten, dass es „drüben“ vielleicht gar nicht so schlecht wäre, um nachhaltiges Entsetzen bei Eltern, Lehrern und Nachbarn hervorzurufen, so wie Peter Schneider es ja schon zum Betreten des Rasens festgestellt hatte, dessen Betreten verboten ist.

Wir waren die, vor denen uns unsere Eltern gewarnt hatten. Dieses Lebensgefühl, die Überzeugung, dass eigentlich alles möglich ist und unter dem Pflaster tatsächlich der Strand liegt, wollte ich noch einmal in Erinnerung rufen. Und gleichzeitig denen ein Denkmal setzen, die an den Strukturen zerbrochen sind. Für alle anderen gilt unverändert, was Erich Kästner gesagt hat: „Wer vergisst, was schlimm war, wird dumm.“

Eine Sache gibt es da noch, die ich bislang nie erzählt habe – aber ich will es jetzt tun, um allen möglichen Fragen zuvorzukommen: Appaz‘ alter Kumpel Kerschkamp hat kein Glasauge. Kerschkamp ist auch nicht Fotograf. Es gibt gar keinen Kerschkamp, es hat ihn auch nie gegeben. Wer also glaubt, ihn wiederzuerkennen, kann nur enttäuscht werden. Aber der Kerschkamp in meiner Geschichte entspricht dem Bild eines „besten Freundes“, wie ich ihn mir immer gewünscht habe. Bis mir klar wurde, dass diese Freundschaften wahrscheinlich nur in Hollywoodfilmen existieren, weil sie von Drehbuchschreibern erfunden worden sind, denen es genauso geht wie mir. Ausnahmen bestätigen auch hier mal wieder die Regel.

Der Roman ist 2007 unter dem Pseudonym „Kurt Appaz“ erschienen – das war sowohl eine Hommage an Frank Zappa mit der Idee, dass ein Autor mit dem Anfangsbuchstaben „A“ dann

beim Buchhändler auch immer gleich vorne im Regal stehen würde, als auch die Erinnerung an meinen Vater Kurt. Leider hatte ich nie die Möglichkeit, mit ihm über all das zu reden, was es uns gegenseitig so schwer gemacht hat. Das Buch jetzt unter meinem eigenen Namen wieder zu veröffentlichen, war eher die Entscheidung, dass es ja nun mal auch „meine“ Geschichte ist. Und ganz nebenbei bemerkt, hat sich die geniale Idee mit dem „A“ auch nicht wirklich eingelöst.

Der Originaltitel für meinen Roman war damals schon „Der Junge, der mit Jimi Hendrix tanzte“, allerdings war das dem Ullstein Verlag zu gewagt, um ein „breiteres Publikum“ zu erreichen, deshalb dann „Klassentreffen“.

Als wir über eine Neuveröffentlichung in seinem Verlag sprachen, hat Dietrich zu Klampen gesagt: „Es gibt Bücher, die nicht einfach verschwinden dürfen, wenn der Erstverlag sie aus dem Programm nimmt, dein Roman gehört dazu. Und selbstverständlich mit dem ursprünglichen Titel!“

Ich freue mich, dass es jetzt ein zweites Leben für Appaz und seinen alten Kumpel Kerschkamp gibt. Und ich verspreche, dass es auch noch weitergehen wird! Es ist noch lange nicht vorbei, es fängt alles gerade erst an.

Ich danke also insbesondere Dietrich zu Klampen und dem Team des zu Klampen Verlags, weiterhin meinem langjährigen Agenten Bastian Schlück sowie dem Lektor Carlos Westerkamp für ihr Vertrauen und ihre hilfreiche Unterstützung. Alle anderen, denen ich gerne danken möchte, wissen es ohnehin.

Wolfram Hänel, Hannover im März 2021

Mehr über Wolfram Hänel und seine Bücher unter www.haenel-buecher.weebly.com